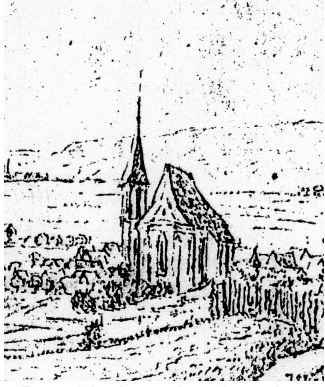


Das Dach unseres Museums ist marode



Wie Sie aus der Zeitung erfahren, war unser Dach baufällig. Die Dachbalken mussten total erneuert werden. Inzwischen ist der neue Dachstuhl hergestellt. Gleichzeitig wurde das Dach auch innen isoliert und verkleidet, sodass wir das Dachgeschoss künftig nutzen können. In Kürze werden noch neue Giebelfenster eingebaut.



Die Bergkirche, abgebrochen im April 1757 – (anonyme Bleistiftzeichnung Zwischen 1752 und 1757)

Vor 250 Jahren: Abbruch der Bergkirche, Errichtung der Peterskirche

Die romanische Bergkirche, an die man später einen gotischen Chor angebaut hatte, war 1734 in den Besitz der Seckbacher reformierten Gemeinde gelangt, als diese aus der Pfarrei Bergen herausgelöst und selbstständig wurde. Den wenigen Seckbacher Reformierten wie auch ihren Pfarrern war die alte Kirche zu groß und zu ablegen, und unterhalten konnten man sie schon gar nicht. So kam es, daß bereits unter Pfarrer Isaak Benoit (1737-1741) das reformierte Schulhaus in der Rathausgasse 5 zum Pfarrhaus umgewidmet und der erste Stock zur "Kirche" umgestaltet wurde. Dazu entfernte man dort die Innenwände, und auf der Dache setzte man einen kleinen Turm mit einer Glocke - beides mit übelsten Folgen für die Statik des 1684 erbauten Fachwerkhauses.

Für Pfarrer Johann Philipp Petri, der 1746 in sein Amt gekommen war, war die Situation offenbar schon drei Jahre später so bedrohlich geworden, daß er über die Möglichkeit nachdachte, die Bergkirche der Gemeinde wieder nutzbar machen, und seiner vorgesetzten Behörde, dem Reformierten Konsistorium zu Hanau, zu bedenken gab, daß

sich die Sanierung der Kirche leicht finanzieren ließe, wenn man den nicht mit ihr verbundenen südlichen Einzel-turm abbrechen und die Steine als Baumaterial verkaufen würde. Offenbar gab das Konsistorium einen abschlägigen Bescheid, denn Petri hat die Idee nicht weiterverfolgt.

Noch hätte man also die Bergkirche erhalten können, doch dann riß im Frühjahr 1751 ein verheerendes Unwetter die Ziegel großflächig von Dach, und auch nahezu alle Fenster wurden zerstört. Von nun an konnte das Regenwasser eindringen, das Holzwerk, vom Gebälk bis zum Gestühl, verrotete immer schneller, im Mauerwerk entstanden Risse, und die kleinen Querhäuser lösten sich vom Schiff. 1752 schlug Petri deshalb dem Konsistorium vor, man möge wenigstens den noch standfesten Chor als Kirche für die Seckbacher Gemeinde erhalten, indem man das schadhafte Dach ausbessere. Das Konsistorium reagierte hinhaltend, indem es mehrere Gutachten anfertigen ließ, während die Seckbacher Reformierten erstmals den Abbruch der Bergkirche und den Neubau einer Kirche im Ort ins Gespräch brachten. So gingen die Jahre dahin. Alle Gesuche der Seckbacher Gemeinde um Genehmigung eines Kirchneubaus wurden mit dem Tenor abschlägig beschieden, das Land habe kein Geld und die Gottesdienste könnten ja weiter im Pfarrhaus abgehalten werden. Als dieses schließlich Anfang 1757 einen für die Gemeinde in der Tat lebensbedrohlichen Zustand erreicht hatte, war an eine Rettung der Bergkirche nicht mehr zu denken. Nach allgemeinem Dafürhalten konnte es nur noch kurze Zeit dauern, bis sie einstürzen würde.

War es nur ein geschickter Schachzug, daß die Seckbacher Reformierten in dieser Situation keine neue Kirche

mehr wollten, sondern nur noch um die Genehmigung eines neuen Pfarrhauses mit einem geräumigen Saal für den Gottesdienst im ersten Stock einzukommen, zu errichten aus Abbruchmaterial der Bergkirche? Das Hanauer Konsistorium sandte ein solches Gesuch am 2. März 1757 als überaus dringlich gehaltene Eingabe an den Landgrafen Wilhelm von Hessen. Nur zehn Tage später ist in Kassel die Entscheidung gefallen - nicht etwa für ein neues Pfarrhaus, sondern - man glaubt es kaum - für eine neue Kirche. Dazu seien die Materialien der Bergkirche so weit wie möglich zu "employieren" und das Ganze mit möglichster "ménage" zu bewerkstelligen. Es durfte eben nicht viel kosten.

Danach ging alles so schnell, daß man annehmen muß, die Pläne hätten seit langem fix und fertig in den Schubladen des Konsistoriums gelegen. Das Grundstück für die neue Kirche, am nordöstlichen Ende von Seckbach gelegen und aus fünf Obstgärten bestehend (heute Wilhelmshöherstraße 120), wurde umgehend erworben, der Kontrakt mit dem Maurermeister Reinhard aus Windecken geschlossen, und unter Einbeziehung aller Dörfer des Amtes Bornheimer Berg wurden von Amtes wegen die Spanndienste organisiert. Bereits Ende April stellte Meister Reinhard den Abbruch der Bergkirche in Rechnung. Am 28. April wurde der Grundstein für die neue Kirche gelegt. Noch vor Wintereinbruch war sie "unters Dach gebracht". Wegen des Siebenjährigen Kriegs konnte man den Innenausbau erst 1763 in Angriff nehmen. Eingeweiht wurde die Kirche am 9. September 1764.

In jenem Jahr 1764 waren auch die letzten sichtbaren Spuren der alten Bergkirche verschwunden. 1762 waren auf französischen kommissarischen Befehl alle Steine für den Straßenbau

requiriert worden, die sich noch am einstigen Standort der Kirche befanden. In Fronarbeit wurden selbst die Fundamente ausgegraben. Nur die des Chores waren so hart, daß man ihnen nichts anhaben konnten. Danach, sagt Pfarrer Petri, sah der Platz aus wie ein Schlachtfeld. Die politische Gemeinde hat ihn planieren lassen. Dann wurde dort der Weinberg des reformierten Pfarrers angelegt.

Es ist in diesem Jahr 250 Jahre her, seit es die Bergkirche nicht mehr gibt. Sie hatte viele Jahrhunderte überdauert. Ihrer Nachfolgerin war keine so lange Zeit beschieden. Nach nur gut vierundfünfzig Jahren hatte sie durch die Vereinigung der beiden evangelischen Gemeinden in Seckbach zum 1. Januar 1821 als Kirche ausgedient, auch wenn sie nach dem 2. Weltkrieg als Interimslösung bis zum Wiederaufbau der Marienkirche noch einmal als solche reaktiviert wurde. Zuvor diente sie als Schule, danach als Kindergarten. 1966 wurde auch sie abgebrochen - ein Schicksal, das Kirchen auch heutzutage widerfährt, wenn sie überflüssig geworden sind.



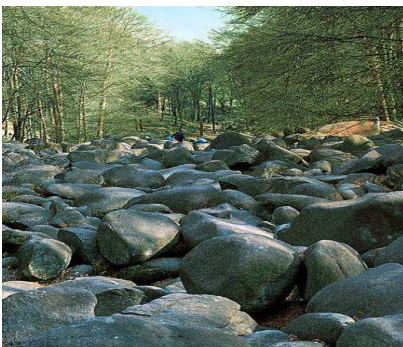
Die reformierte Peterskirche, 1757 aus Steinen der Bergkirche errichtet, 1966 abgebrochen

Das Werden unserer Landschaft

2. Teil

Haben wir im ersten Teil mehr die allgemeinen Prinzipien behandelt, so wollen wir doch jetzt sehen, wie es gerade bei uns zu dem kam, was uns vorliegt.

Es soll hier nicht viel die Rede sein vom Hadäikum, der Zeit, als die Erde sich gerade aus zusammengestürzten Trümmern früherer Gestirne gebildet hatte, der Mond in nur ein Zehntel seiner heutigen Entfernung von der Erde kreiste, uns dafür aber im zehnfachen Durchmesser erschienen wäre, hätte es uns schon gegeben, die Erde allmählich aufschmolz, dann wieder eine Kruste bildete, unter der sich die verschiedenen Schichten wie Erdkern und Erdmantel absonderten, und der Tag nur etwa 21 ½ heutige Stunden dauerte. Das war die Zeit des „Tohuwabohu“, hebräisch für „wüst und leer“. Auch vom Archaikum soll hier nicht weiter die Rede sein, als die Atmosphäre noch keinen freien Sauerstoff enthielt, der Zeit, als sich das Gold Südafrikas unter wirklich exotischen Bedingungen absetzte, noch vom folgenden Proterozokum, als „Blualgen“ (Cyanobakterien) genügend Sauerstoff freigesetzt hatten, so dass sich höheres Leben entwickeln konnte. Denn von alledem gibt es in unserer Region keine Spur, sieht man von umgewandelten „metamorphen“ Gesteinen im Spessart und im Odenwald ab.



Das Felsen -
meer im
Odenwald

Als sich dann aus dem Calcium des verwitterten Basaltes und dem Kohlendioxid aus dem Erdinnern soviel Kalk im Wasser gebildet hatte, dass die Tiere sich des Überschusses entledigen mussten, machten sie aus der Not eine Tugend und bildeten Kalkschalen, Knochen und dergleichen. Somit war zu Beginn des Erdzeitalters des Kambrium die Voraussetzung gegeben,

erhaltungsfähige Fossilien („Versteinerungen“) zu bilden.

Europa im heutigen Sinne gab es noch nicht. Der älteste Kern Europas ist Baltica, auch Fennoscandia genannt. Im Süden lag eine Landmasse, aus der sich später der Großkontinent Gondwana bildete, und von dem Stücke absplitterten und gegen Ur-Europa drifteten. Die erste große Kollision eines solchen Stückes („Terranes“ genannt) mit Namen „Avalonia“ war die Kaledonische Gebirgsbildung, genannt nach Caledonia, wie die Römer Schottland nannten. In Deutschland stecken im Hohen Venn und unter Rügen die südlichsten Teile dieses Gebirges. Das angedockte Terrane war dann im Devon, also vor 417 bis 354 Millionen Jahren, ein Flachmeer. Die Gesteine des Rheinischen Schiefergebirges, Waldes und des Harzes geben Zeugnis davon. Ein kleineres Terrane, also eine vorgelagerte Insel, bildet heute die grünen Gesteine des Vortaunus.



Kontinentale Tief-
bohrung,
Windisch-
Eschenbach

Südlich davon befand sich der Rheische Ozean, genannt nach Rhea, der Tochter des Uranos und der Gaia in der griechischen Mythologie.

In der Variskischen Gebirgsbildung, genannt nach den Variskern, einer Volksgruppe in Nordbayern zur Römerzeit, wurde der Rheische Ozean durch weitere Splitter von Ur-Gondwana völlig eliminiert. Die Hauptnaht verläuft entlang des Südrandes von Taunus und Hunsrück, also u. a. unter Seckbach. Die angedockten Ter-

ranes sind heute in nicht zugedeckten Resten wie den kristallinen Anteilen von Odenwald und Spessart, dem Bayrischen Wald, Schwarzwald und Vogesen sowie alpinen Zentralmassiven anzutreffen. In diesen Terranes schmolzen durch den enormen Druck des Zusammenschubes im tieferen Teil die Gesteine auf und kristallisierten anschließend langsam wieder aus. Das bekannteste Beispiel ist der Granodiorit des Odenwaldes, wie er am Felsenmeer (Bild 1) zu sehen ist. Eine Säule aus diesem Gestein haben die Römer bis in ihre zeitweilige Hauptstadt Trier transportiert.

Der bei uns verschluckte Ozean brachte eine Konzentration von sehr viel schwerem Ozeanboden entlang einer Linie. Das ist wohl der Grund für die positive Schwereanomalie, die bewirkte, dass später in der Erdgeschichte sich hier zweimal Becken bildeten und mit Sediment füllten.

Eine weitere solche Naht liegt zwischen zwei Terranes, genannt „Saxothuringicum“ und „Moldanubikum“, vor. In dieser Naht wurde die tiefste deutsche Bohrung bei Windisch-Eschenbach in der Oberpfalz mit 9101 m Tiefe abgeteuft (Bild 2).

Wegen der völlig anderen Konfiguration der Kontinente in all diesen Zeiten würden paläogeografische Karten nur verwirren, weshalb ich hier darauf verzichte.

Erich Wiesner

Der Abschluß eines Halifax-Bombers über Seckbach im November 1943

Bisweilen wird man von Ereignissen der Vergangenheit eingeholt, die Jahrzehnte zurückliegen und die nach so langer Zeit in der Erinnerung gleichsam unter Überschriften abgelegt sind, mit denen selbst sich keine sonderlichen Empfindungen mehr verknüpfen. Für viele, die den 2. Weltkrieg in Seckbach erlebt haben, könnte eine solche Überschrift lauten: Über Seckbach ist einmal ein Bomber abgeschossen worden und unterhalb des Dorfes abgestürzt.

Die Qualität der Erinnerung wird allerdings schlagartig eine andere, wenn über sechzig Jahre nach dem Ereignis die Nichte

des Piloten Nachforschungen über die Umstände anstellt, unter denen ihr Onkel zu Tode kam, wenn sie die Stelle besuchen will, wo die Maschine aufschlug, und ebenso den Kriegsgräberfriedhof im fernen Dürnbach nördlich des Tegernsees, wo er und seine Mannschaft heute begraben liegen. Kennengelernt hat sie den Onkel nie, denn sie wurde erst nach dem Krieg geboren, aber ihre Betroffenheit und noch immer spürbare Trauer legen Zeugnis davon ab, wie sehr in ihrer Familie das Gedenken an jenen Toten lebendig gehalten wurde und bis heute lebendig ist. Wer kennt das nicht auch hier? Die Qualität der Erinnerung verändert sich ein weiteres Mal, wenn man die Photographien von sechs der acht Besatzungsmitgliedern vor Augen hat, alles junge Menschen zwischen zwanzig und dreißig Jahren, aufgenommen acht Tage vor ihrem Ende in Seckbach. Auch die Namen sind bekannt, und ein solches Ende der Anonymität gibt Raum für Mitgefühl - und auch Dankbarkeit, denn für einige Seckbacher unterhalb der Wilhelmshöher Straße hätte es an jenem Tag übel ausgehen können.

Was geschah damals, mitten im 2. Weltkrieg, genauer: am 26. November 1943, ungefähr zwischen 22 und 24 Uhr? In jener Nacht wurden in Frankfurt wieder einmal kriegswichtige Ziele bombardiert, ohne daß dabei - wie die Quellen nahelegen - Opfer unter der Bevölkerung zu beklagen gewesen wären. Es herrschte Luftschutzalarm, die Menschen waren in Bunkern und Kellern, so auch in Seckbach. Plötzlich waren Motorengeräusche zu hören, Geschößsalven aus Bordkanonen. Dies lockte in der Straße Am Schießrain einen Vater und seinen Sohn nach oben, und sie sahen am klaren Nachthimmel in nordwestlicher Richtung die Umrise eines Bombers und darüber und dahinter die einer ME 110. Der Bomber flog noch so hoch, daß sie es nie für möglich gehalten hätten, daß er abstürzen würde, geschweige denn in Seckbach. Doch genau das war der Fall. Der Bomber verlor trotz mit voller Kraft laufenden Motoren unglaublich schnell an Höhe, so daß sie ihn aus den Augen verloren und nur Sekunden später den Aufschlag hörten.

Wie sich herausstellte, war die Maschine in den Untersten Gärten aufgeschlagen, dort, wo sich heute an der Hochstädter Straße die Sportanlage befindet. Zeitzeugen identifizieren die Stelle unterschiedlich. Genannt werden sowohl der Fußballplatz als auch der angrenzende Hartplatz. Zu Explosionen kam es nicht - die Maschine hatte keine Bomben an Bord oder keine mehr, doch sie geriet teilweise in Brand. Drei Besatzungsmitglieder waren bei dem Aufprall herausgeschleudert worden, wenigstens einem hatte es ein Bein abgerissen. Der Pilot oder jener, den man dafür hielt, saß immer noch an seinem Platz, doch ohne Kopf. Auch dem durch den Brand verkohlten Heckschützen fehlte wohl ein Bein. Im Rumpf befanden sich die Leichen von vier weiteren Besatzungsmitgliedern, die man aber erst am 30. November bergen konnte.

Bei der Maschine handelte es sich um eine kanadische Halifax, einen viermotorigen Bomber. Nur ein Besatzungsmitglied war freilich Kanadier. Vier weitere waren Amerikaner, drei Engländer. Üblicherweise hatte eine Halifax sieben Mann Besatzung. Warum es hier acht waren, ist nicht bekannt.

Gewisse Umstände von Abschluß und Absturz bedürfen der Klärung. Wie es aussieht, hatte die Halifax vor dem Absturz zwei Motoren verloren. Der eine fand sich etwa in der anzunehmenden Flugrichtung (NW/SO) um die siebenhundert Meter von der Absturzstelle entfernt im Fechenheimer Wald. Folglich müßte er sich bei einem ersten Beschuß bereits in großer Höhe und bei hoher Fluggeschwindigkeit gelöst haben. Eine zweiten Motor fand man beim Sausee, dreißig Meter jenseits der Gelastraße. Er sollte erst bei dem durch Zeugen verbürgten zweiten Angriff unmittelbar nordwestlich von Seckbach verloren worden sein. Nun erinnern sich viele Seckbacher an ohrenbetäubende Motorengeräusche kurz vor dem Aufschlag. Dies läßt nur den Schluß zu, daß der Pilot bis zum letzten Augenblick versucht hat, die Maschine in der Horizontalen zu halten, vielleicht, um eine Notlandung zu Wege zu bringen. Geglückt ist ihm dies nicht,

aber die Halifax schlug auf dem Bauch auf und nicht mit der Nase zuerst. Das heißt, daß der Bomber bis zur letzten Sekunde kontrolliert geflogen wurde. Der Name des Piloten war John Morton. Er war dreiundzwanzig Jahre alt. Wahrscheinlich hat er ums eigene Überleben gekämpft. Hätte er es jedoch nicht getan, wäre seine Maschine womöglich auf Seckbacher Häuser an der Wilhelmshöherstraße gestürzt. Man hat allen Grund, sich seiner in Seckbach zu erinnern. John Morton ist der Onkel jener Nichte, die ihn nie kennengelernt hat, aber wissen wollte, wo und wie er umgekommen war. Jetzt kennt sie die Details und fühlt sich besser. Sie wird sich noch besser fühlen, wenn sie an der Absturzstelle gewesen ist. D.Zeh



Halifax-Bomber, britisch



Pilot Officer John Morton
(1930 – 1943)

Unsere Aktivitäten 2007

Das Apfelfest auf dem Kirchhof



Unser gut besuchter Stand



Unser Angebot



Auch die ganz jungen zeigten Interesse

Atzelbergfest



Blick aus unserem Stand



Grosses Interesse wurde unserem Verein zuteil

Herbstveranstaltung mit Rainer Weisbecker



im Gasthaus „Zur Krone“



Veranstaltungskalender: